

Sächsische Zeitung Landeszeitung für die Provinz Sachsen 1703 für Anhalt und Thüringen 1928

Verlagspreis monatlich 3 RM. bei halbjähriger Bestellung 250 RM. ...

Halle-Saale

Freitag, 4. Mai 1928

Anzeigenpreis Die 10erzeile ...

Verlagsanstalt Berlin ...

Herr v. Keudell muß infamiert werden

Unentwegte Hezke der Linkspresse

Die letzte Legende des „Berliner Tageblattes“ — Kein Rücktritt des Innenministers

Berlin, 4. Mai. Reichsinnenminister Dr. v. Keudell sprach gestern abend in einer öffentlichen Versammlung der Deutschnationalen Volkspartei in Charlottenburg über politische Tagesfragen und führte u. a. aus:

Für die Reichsregierung gibt es nach der Verfassung wenig Möglichkeiten, gegen Militärs- und revolutionäre Vereinigungen vorzugehen. Eine dieser Möglichkeiten schien bisher das Republikschutzgesetz zu sein. Diese Möglichkeit ist nach dem Spruch unseres höchsten Gerichtes in Fortfall gekommen. Wir wollen es begrüßen, daß diese Macht lieber heute wie morgen eingesetzt ist. Umso größer ist die Verantwortung der Länder, in erster Linie der preussischen Staatsregierung, gegenüber dem Treiben des Volkstümperbundes. Sie ist überzeugt, daß die weitere Entwicklung auf diesem Gebiete, so lange ich eine Verantwortung zu tragen habe, auch von mir mit höchster Aufmerksamkeit weiter beobachtet werden wird.

Es konnte nicht ausbleiben, daß die Linkspresse die Gelegenheit benutzt hat, um eine Schenktung aufzustellen, welche ihrer Gehaltlosigkeit entspricht. Die „Politik der Zeitung“ hat die Besetzung aufgestellt, ich hätte vor meinem Vorgehen mich mit dem Reichsgericht in Verbindung gesetzt und mich damit eines Eingriffes in die richterliche Unabhängigkeit schuldig gemacht. Diese Besetzung scheint der richtigen Gehaltlosigkeit entsprechen zu sein.

Es ist selbstverständlich für uns, daß ich mich weder vorher bei dem Reichsgericht erkundigt habe, oder unmittelbar aber mittelbar auf irgend eine Weise verhandelt habe, auch nur eine Spur der Einwirkung auf den Spruch dieses höchsten Gerichtes zu überlassen.

Das „Berliner Tageblatt“ hat über den Weg der Information aus meinem Ministerium gewisse Besetzungen zu verbreiten gesucht. Ich habe in den meisten Fällen davon absehen müssen, die immer wiederkehrenden Unmöglichkeiten im „Berliner Tageblatt“ irgendwie zu dementieren. Es hat aber doch eine gewisse glaubwürdige Bedeutung, wenn ich mich heute zu einer Besetzung des „Berliner Tageblattes“ äußern kann.

Es ist vor die Legende aufgebracht worden, die Fortsetzung meines Schrittes, die Bearbeitung der Denkschrift ist außerhalb des Ministeriums erfolgt und Name von Reichsminister und hergestellt worden. Diese Legende ist frei erfunden. Die Denkschrift ist vielmehr von den zuständigen Beamten meines Ministeriums ausgearbeitet worden. Es handelt sich bei diesen Skizzen um Vorschläge des inneren Geschäftsbetriebes. Ich muß es als Minister meinem eigenen Ermessen vorbehalten, inwieweit ich

es zur Vermeidung von Indiscretionen für erforderlich halte, bestimmte Angelegenheiten außerhalb des überragigen Geschäftsganges bearbeiten zu lassen. Ich muß es deshalb ablehnen, zu den Besetzungen über den inneren Geschäftsbetrieb, die ebenfalls nur einen großen Vertrauensbruch zurückgehen können, irgend eine Stellung zu nehmen. Der Kampf der Opposition hat unverkennbar die Tendenz: Dieser deutschnationale Minister ist unumgänglich, muß unumgänglich sein und dem Umstände muß er innewohnend werden.

Zu dem Wahlkampf darf ich mir nur eine ganz knappe Bemerkung erlauben. Die Tatsache, daß die Sozialdemokratie erklärt hat, der Kampf richte sich in der Hauptsache gegen die Deutschnationalen, ist der beste Beweis, daß wir auf dem richtigen Wege sind.

Die Gerüchte um einen Rücktritt v. Keudell

Berlin, 4. Mai. Reichsinnenminister v. Keudell ist gestern vorm. von seiner Tätigkeit im Weissen Hof zurückgetreten. Er denkt nicht daran, aus der zeitigen Entlassung des Reichsgerichts eines persönlichen Folgerungen zu ziehen und dem Reichsminister sein Amt zur Verfügung zu stellen. Er hält es vielmehr für die Pflicht seines Amtes als Reichspolizeiminister, die Weiterentwicklung der Tätigkeit des Reichsgerichts zu beobachten und gegebenenfalls gemäß der Stellung, die der dritte Senat des Reichsgerichtes in der vorerwähnten Entscheidung eingenommen hat, weitere Maßnahmen zu ergreifen.

Was Herrn v. Keudell jetzt in Deutschland misfällt ist, das hat übrigens die österreichische Regierung fälschlich mit einem Fehlschritt hartegeteilt, ohne daß darüber wie bei uns ein großes Echo in der Öffentlichkeit erhoben wurde. Auf die Werbung hin, daß die Postauer Regierung gelegentlich der zehn-Jahres-Freie ihrer Armee ein eigenes Kommando für die Rotfrontkämpferbewegung in den anderen europäischen Staaten geschaffen habe, wurde der Ministerpräsident in der österreichischen Republik einfach aufgeblöht. Eine, wie man meinen sollte, ganz selbstverständliche Maßnahme des Selbstschutzes für einen Staat, der sich die Umbränge seiner Grenzlinie durch außer- und überstaatliche Mächte nicht unterbreiten lassen will. Deutschland kann sich allerdings wohl wesentlich härter fühlen als der keine Republik der ehemaligen Donaumonarchie. Es es aber fast und genug genug ist, um die händigen revolutionären Bedrohungen seiner Volkseinwohnern durch die Sowjetleute ungehindert zu überleben, ist noch sehr die Frage.

Staatspersönlichkeit

Das deutsche Volk muß lernen, sein Reich als den färschten Ausdruck seines Volkstums zu empfinden. Am alten Reich war unser Können gebaut durch die Erfüllung des Barbarossa-Trahms und den Aufstieg und die junge Straftatung; auch jene, die zum alten Reich und seiner Form sich gemierlich hielten, trieben mit dem Strom. Was geschichtlich einmalig war, erdienen uns als das Weiden des Reiches. Nun aber, wo das alte Reich vergangen ist, wollen wir uns nicht zurückziehen in ein Winkelgäßchen, fernab vom Gebrauche der Weltgeschichte. Durch alle Gestaltungen des Staates hindurch, die zeltgebunden waren und sein werden, gilt es uns nun, das wirklich Wesentliche in uns lebendig zu machen, das Unvergängliche, das deutsche Volk selbst. Wozu wir uns Unmögliches damit zu? Kann unter Volk der Aufgabe gewachsen sein, sich selbst heraus ein wahrhaft eigenes Reich zu schaffen? Hat nicht die Jahrhunderterte, seit Jahrtausende lang sein vielgestaltiges Leben auf dem Grunde staatlischer Formlosigkeit gebildet? Ist nicht

Denkt am 20. Mai daran!

Die sozialdemokratische Zeitung „Das Volk“ in Aena veröffentlicht unter dem Stich den Capuz eines Zeitgenossen, der am 19. 5. 1928 ist, daß man mit einem Reichstag den Reichstag ...

„Als Schlichter hat seine Ahnung, was kommt. In Kriegsbeginn ist der Beweis im großen Stil erbracht worden. Da sah man es frühlich brüllend über die Straßen ziehen und die Sitzen, der Reize verlassen, hoch tragen.“

Woh es, ihr Tapferen und Treuen des Weltkrieges, ihr Kämpfer für Recht und Sinn, für die Freiheit des Vaterlandes, die „fröhlich brüllend“ in den Kampf um — Gerechtigkeit und Heiligkeit gegen!

die Zusammenfassung des deutschen Volkes zu starken Staatsgebilden immer nur gelungen durch die Tat einzelner Männer?

Kann man wirklich noch so fragen, wer die Erhaltung des Reiches nach dem Zusammenbruch von 1918 geliebt hat, und nach den schweren Verletzungen des Währungsverfalls?

Aber am Ziele sind wir nicht. Alle politischen Richtungen des Volkes fordern Veränderungen unseres Staatsaufbaus, alle sind beherzt um Verfertigung der inneren Kraft des Reiches, soweit ihre Wünsche im einzelnen, ihre Wege noch auseinandergehen. Alle wissen, daß unsere weltliche Lage uns zwingt, unter Staatsmännern zur höchsten Reifungsfähigkeit durchzubilden. Aber selbst in dem Wege zur Reichseinheit, die unser Ziel ist, müssen wir bleiben, was wir von Natur sind.

Deutsche!

Alles Wirken im öffentlichen Dienst muß von Sachlichen ausgehen und Sachliches wollen. Das Reich selbst muß ausreifen zu einer in sich ruhenden Staatspersönlichkeit.

Wir wollen der Natur des Deutschen treu bleiben. Das ist eine Hemmung und ein Reiztum. Mag sein, daß unser Weg als Staatsvolk leichter wäre, wenn wir mit einem großen inneren Mut uns ganz umstellen auf das politische Ziel und als politische Wesen alles abtaten, was so schillernd vielgestaltig in uns ist. Die von der Gegenwart erbeichtete Herausforderung der wirtschaftlichen und sozialen Antriebe weist ja auf diesen Weg und wird uns sicher auf ihn ein zeltlich erwarbtreiben. Aber muß das Eigenleben des Volkes nicht in glücklichen zentralfürsorglichen Formen verankert werden, wenn es nicht den Zusammenhang mit der Kraft des Bodens überlebt? Ist des Bürgers Mitarbeit am Staat nicht gerade da von höchste Wert, wo er ein Urteil aus eigener Erfahrung hat? Würden wir nicht sogar für unser Wirken in der internationalen Welt eine Möglichkeit einsehen, wenn wir die kulturellen Zuan-

Sozialdemokratie und Bela Kun

Die überaus verdächtige Reife des Genossen Rosenfeld nach Wien — Macht das rote Preußen Außenpolitik auf eigene Faust? — Dunkle Zusammenhänge

(Von unserer Berliner Korrespondent.)

Berlin, 4. Mai. Die Wiener Reife des sozialdemokratischen Reichstagsabg. Rosenfeld, die im Zusammenhang mit der Verhaftung des ehemaligen ersten Diflatore Ungarns, Bela Kun, steht, ruft in Berlin höchst lebhaften Besorgnis hervor. Zunächst hätte der österreichische Justizminister durch den Mund des Herrn Dr. Rosenfeld verstanden lassen, daß eine Auslieferung Bela Kuns an Ungarn nicht in Frage komme. Gleichzeitig ließ es, daß dem Abtransport Bela Kuns nach Budapest durch das Deutsche Reich keine Hindernisse im Wege ständen. Eine Meldung, die aus Wien herüber kam, die also im Zusammenhang mit Rosenfelds Besuch stehen mußte.

Jetzt taucht der durch diese eigenartig zusammenfallenden Tatsachen sehr wohl begründete Verdacht auf, daß der deutsche Sozialdemokrat Rosenfeld mit oder ohne Zutrag seiner Partei beim österreichischen Justizminister für den sozialdemokratischen Sozialdemokraten Bela Kun intercediert hat. Das wäre erstens eine seltsame Einmischung in österreichische Angelegenheiten und zweitens wieder einmal ein Beweis dafür, daß die deutsche Sozialdemokratie mit den radikalsten Elementen in Österreich gemeinsame Sache macht, was das ja schon bei den Wiener Jubiläumern des vorigen Jahres der Fall war. Darüber hinaus erhebt sich die Frage, wer die Erklärung abgegeben hat, daß Bela Kun frei durch deutsches Gebiet reisen könne. (Nach seiner Flucht aus Ungarn und nach seiner feierlichen Freilassung in Österreich mußte Bela Kun bekanntlich unter mancherlei Bedenken heimlich deutsches Gebiet durchqueren.)

Es liegt der Verdacht nahe, daß auch diese Reise von Herrn Dr. Rosenfeld stammt, und in Wien behauptet man, wie ein

Berliner Blatt berichtet, daß er vom preussischen Innenminister zu einer Erklärung ermächtigt worden ist. Macht Preußen Außenpolitik auf eigene Faust, muß sich der preussische Innenminister selbst erklären zu erlauben, die nur das Reich gewähren kann? Das alles sind Fragen, die beantwortet werden müssen. Vorläufig hat die preussische Staatsregierung zu den Wiener Meldungen noch nicht Stellung genommen.

Das Mailänder Attentat Bela Kuns Werk?

(Telegraphische Meldung.)

Wien, 4. Mai. Das „Radeposter“ (Mit-Itz-Matt) meldet in sensationeller Form und unter Berufung auf eine absolut zuverlässige Quelle, daß Bela Kun im Begriff gewesen sei, großangelegte kommunistische Pläne in Mitteleuropa zu verwirklichen. Nicht nur sollte Ungarn revolutioniert werden, sondern es sollten auch Ereignisse im Juli vorbereitet werden. So war geplant, 8 bis 4000 Kommunisten in Wien zusammenzuführen und mit deren Hilfe dann alle öffentlichen Gebäude zu besetzen und auch die privaten Wohnungen der bürgerlichen und sozialdemokratischen Führer zu blockieren. Auch das Mailänder Attentat stehe in direktem Zusammenhang mit den Vorbereitungen Bela Kuns. Das Attentat sei die erste Etappe einer ganz Europa umfassenden Aktion gewesen. Heute wurde von der Wiener Polizei der letzte in Verbindung mit der Verhaftung Bela Kuns noch gefundene ungarische Kommunist Georg Lufsch in Wien verhaftet.















# Unterhaltungs-Beilage

## Excelsior

Roman

von Georg Freiherrn von Ompteda

Die beiden Kletterer wollten einmal „verachtungswürdig faul sein“. Gelinek hatte seinen Stadlangzug angetan; so sah er wohl weniger räuberhaft aus, wenn auch ein Stuber nicht aus ihm geworden war. Aber bei den Henneberg und Willig fühlte er sich nicht wohl. Als nun die ganze Gesellschaft einen Ausflug nach Bad Rades berebete, wollte er sich ausschließen. Doch Ernst gewann ihn auf andere Weise. Mutter wurde ins Vertrauen gezogen, und am anderen Morgen waren die beiden Bergsteiger verschwunden. Erst in Rades bei der „Jause“, wie auch die Norddeutschen hier sagten, kamen sie zum Vorschein, eben von der Santmespříze herab, die da über ihnen im Unerreichten thronte.

Sofort setzten sich die Damen mit dem Bewunderungsbedürfnis ihres Geschlechtes um die beiden und wollten wissen, ob es wirklich schwer sei, so etwas? Ob es gerade, ganz gerade hinaufginge? Ob man tatsächlich mit den Händen anfasseln müsse Schredlich! Schredlich! Ob Herr Sturm denn nicht schwindlig sei Sie liehen die Kletterschuhe sich zeigen. Eine wog den Fídel in der Hand: „Mein Gott, ist der schwer! Das können Sie doch nicht den ganzen Tag schleppen?“ Der Badfisch verlangte angeleitet zu werden. Als das jugendliche Gerippe behauptete, man könne einen Menschen am Seil nicht halten, machte es Ernst Spaß, das gezierte Wurm mit einer Hand hochzuheben, daß es unter schallendem Gelächter gappelte und schrie:

„Ich stürze ab! Ich stürze ab!“

Des jungen Mannes ungeweckte Sinne regten sich unbewußt vor all dem weiblichen Geschlecht. Als es nun gar herauskam, daß die Steiger auch noch die Guringerspíze mitgenommen hatten, wuchs die Begeisterung zu höchster Glut. Dieses Hofmachen nun schien Herrn Henneberg, einem ruhigen Mann in übertriebenem Ernährungszustand, denn doch zu viel. Gänzlich unbeachtet von seiner Weiblichkeit, die er sonst in Rede und Geistesblík unweigerlich beherrschte, schlug er Ernst vor:

„Wissen Sie wat, wenn Sie noch mal auf die Guringerspíze gehen, nehmen Sie mich mit. Det kann nich so schlimm sein.“

Ernst antwortete ruhig:

„Ich gehe nicht noch einmal!“

„Nu, wenn Sie nich wollen . . .“

„Nein, Herr Henneberg, darum handelt es sich nicht. Die Guringerspíze kenn ich nun. Sie ist — wenigstens da, wo wir geklettert sind — nicht gerade außergewöhnlich schwer, aber sie ist wegen der Bríchtigkeit des Gesteins — gefährlich. Ich wiederhole die Tour nicht zu meinem Vergnügen.“

Die Damen machten enttäuschte Gesicht. Ihres Gelden Heiligenschein verblaßte sichtlich. Doch als Herr Henneberg spöttisch meinte:

„So, Sie gehen also nicht wieder hinauf?“, gab Ernst Sturm zurück mit glänzenden Augen:

„Nein! — Es sei denn in einem Fall, wo wir Bergsteiger alle gehen würden! Wenn ein Mensch in Gefahr ist — ihn zu retten.“

Nun erschellten sich wieder die Büge der Damen und manche machte ein Gesicht, als wollte sie sagen: „Werde ich es sein?“

Herr Henneberg aber wandte sich mit seiner Frage an Doktor Gelinek. Der antwortete nur kurz:

„Ich gehe grundsätzlich nicht mit jemand, dessen Leistungsfähigkeit ich nicht kenne!“

„Na, mit mir brauchen Sie keine Angst zu haben!“

„Nicht aus Angst für mich — sondern für Sie.“

Herr Henneberg brummte etwas, und man brach auf. Im Bedürfnis, die Schönheit der Schöpfung anderen mitzuteilen, erzählte Ernst unterwegs vom Farbenspiel der Dolomitfelsen, ihrer abenteuerlichen Verwitterung, ihrem Werden und Vergehen. An den Hängen zeigte er die grauen und roten Fergelschichten, und wie am Schlern ein Gestein aus der alten Erde Jugendtagen sich über das andere geschoben und gelagert: der weiße Mendoladolomit, der Buchensteinerkalk, die mächtigen, aus unterirdischen Feuerbergen durchgebrochenen Lavaströme dunklen Auswurfgesteines, des Augitporphyrs. Ernst's Gebanken schweiften in die Urzeiten zurück, als er von den Korallenriffen

redete, die diese gewaltigen Stöde einst vielleicht gewesen waren.

Auf dem schmalen Waldwege mußten sie hintereinander gehen; zum Schluß Annie und Doktor Willig. Da für ihre kurzen Beinchen der große Bruder mit den Hennebergen zu schnell ausschritt, blieben die beiden mehr und mehr zurück.

Die anderen standen unterhalb des Hauensteins. Von dichtem Tann beengt, sah man nur einen gewaltigen Block ragen, mit prallen Wänden, darauf kümmerliches Mauerwerk. Eine Felsentreppe führte ungefährlich hinan, die einzige sterbliche Stelle dieses Kiesensteins, auf dem ein ganzes Ritterschloß Platz gefunden. Nun sahen sie im hohen Grafe auf den Trümmerhaufen der einstigen Burg des letzten Minnesängers. Aus der Tiefe ragten die Wipfel der Bäume gleich immergrüner Fede empor, unter der, weich im Licht der späten Tages, die Seiser Mittellandschaft lag. Darüber stiegen sanfte Höhen, ferne Berge, der stahlblaue Himmel des gesegneten Landes Südtirol.

Ernst erzählte von dem einstigen Herrn dieser Trümmer, Oswald von Wolkenstein, dem umgetriebenen Minnesänger, der hier den Frieden seiner alten Tage gefunden. Und halblaut klangen die Verse des toten Dichters in den zerfallenen Mauern:

„Gegangen ist meins herzen we,  
seit das nu fliehen will der sne  
ab Seuser alben . . . . .“

Ich hör die voglein groß und klein  
im moinem Wald um Hauenstein.“

Dann stiegen sie vom Hauenstein herab. Ernst, die Damen, Gelinek, wie bei nicht angefeilter Partie: der beste Mann voraus, der nächstbeste zum Schluß. Als sie fast den Waldboden erreicht hatten, gewahrten sie den Doktor Willig und Annie so verfunken ineinander, daß sie das Kommen der Gesellschaft überhörten hatten.

Auf dem Heimwege wurde der Badfisch rührsam und begann etwas fürchterlich Betrübliches zu singen. Da gab Ernst seinem Freunde Gelinek einen Stoß und sie stimmten ein Lied an mit dem gewaltig dröhnenden Bass des junglinghaften Mannes und dem süßen Tenor des scharfen Spötters.

Doch sie wurden unterbrochen durch Frau Henneberg, die strahlend verkündete:

„Denken Sie nur, Herr Sturm, mein lieber Bruder hat sich soeben mit Ihrem lieben Schwesterchen verlobt!“

Herr Henneberg aber nannte es anders:

„Fräulein Annie Sturm-München ist als Teilhaber in die chemische Fabrik von Henneberg und Willig unter heutigem Tage eingetreten. Und wird zeichnen: Annie Willig!“

Dann kam das Brautpaar zum Bruder. Doktor Willig erzählte, wie wunderbar ihre Meinungen zueinander stimmten. Er liebe so sehr die Berge, das Meer möge er nicht. Annie nicht. Sie würden nur für sich leben, denn Gesellschaften, Pálle und dergleichen könne er nicht leiden. Als er Annie dabei anblíkte, schüttelte auch sie das Haupt. Dann hatten sich die beiden unter und eilten voraus. Sie hatten sich noch gar nicht ausgesprochen.

Ernst blíkte ihnen nach und flüsterte Mutter zu:

„So eine kleine Schwindlerin!“

„Sie denkt es wirklich, Ernstli!“

„Seit wann denn?“

„Die Frau muß so denken wie der Mann!“

Mutter senkte die Stirn auf ihr schwarzes Kleid:

„Und sie lernt es auch mit den Jahren! Wenigstens wenn sie ihren Mann lieb hat!“

Ernst schüttelte den Kopf:

„Wenn der Mann sie so recht lieb hat . . .“

Sie drohte mit dem Finger, eigenes Erleben wie immer vergebend, sobald der Sohn vor ihr stand:

„Du mußt wohl wieder beichten?“

Er lachte fröhlich:

„Nein . . . nein . . . Ich liebe nur eine!“

„Siehst du! Nun, wer ist es denn jetzt?“

„Du!“

„Aber Junge!“

Ernst Sturm stand auf dem Kasernenhofe und mußte Richtung üben, Marsch, Gewehrgriffe, Anschlag und Zielen. Zwar mundete ihm die Rekrutenzeit nicht recht, doch bei Reutnant und Hauptmann hatte er bald einen Selten im Brett. Alle Betätigung des Bergsteigers fand sich im Soldaten wieder: Er war jeder Anstrengung spielend gewachsen, machte sich alle Vorteile des Bodens bei Patrouillen zu eigen. Auf langen Marschen, wenn in den Ausbünungen der Kolonne, den Staubwolken der Straße, bei glühendem Sonnenbrand einer drohte Schlapp zu werden, nahm der Einjährig-Gefreite Sturm den „Mudel“ des Kameraden zu seinem, und oft genug lief er mit zwei Gewehren, als trüge er Fidel und Seil. Sein lauter Paß stimmte Marschlieder an, bis auch die Müdesten einfielen. Als nun die Herbstübungen des Münchener Leibinfanterieregiment in Wetterstein und Narwendel führten, wo Ernst schon im Winter zum Schluß gewesen, schien es ihm nicht anders, als ginge er als Bergsteiger in neues, unbekanntes Gebiet. Eine Welt von Seeflächen und Moosen, tiefem Tann und hohen Kalkfelsen, wo alles lebte im Gegenpaß zum Schweigen der wasserarmen Dolomiten. Hier plätscherten Quellen, hier rauschten Bergbäche. Hier zogen die Holzrechte aus mit Strick und Peil, die Flößer zum Kriften mit Jodeln und Judgen. Hier lebte es von „Jagerbluat“, im Amt großer Jagdherren, oder tolle Burschen, die zerlegbare Büchse in den Tiefen des Schnerfers. Die Wälder zeigten Spuren nächtlichen Weizens von Hirsch und Reh; gefegte Bäume, verblühte Triebe. Auf manchem Schleichgang an rauschenden Tobeln, Holzgriffe querend, hinan zu Grat und Paß, gellte der heisere Pfiff einer alten Geiß, wurden Gamsrudel flüchtig, daß die Steine prasselten, während hoch über den Soldaten der Kinderschrei eines Raubvogels klang. Kam auch wohl einer daher mit schmerem Mucksack, und die „Leiber“ raunten lachend einander zu: „Schwärzerl“.

Drunten im Tal aber, wo sie, in großen Verbänden marschierten, ging es hin auf grüner Matte unter den Buchen. Da stand ein heiliger Leonhard am Wege, die Herden beschützend, dort ein Warteck, zum ewigen Gedächtnis an einen Knecht der — gewiß schlafend oder in Nichtweisstimmung — vom eigenen Gefährte geschleift worden, nicht anders denn ein trojanischer Held. Auf den Waldwiesen boten und trabten die Pferde beim Klange der Marschmusik. Forellenfischer aber blieben regungslos an ihrer Angel. Dann schwiag wieder alles, nur irgendwo am Bache knirschte eine Säge, deren oberflächliches Rad sich langsam drehte, mitten unter den riesigen Lattschältern auf der Au. Und der Knuck rief in den Sommersonnentraum hinaus.

Wenn es galt, spähend aus unbewachten Höhen die Entwicklung des Gegners rechtzeitig zu melden, nahm Ernst das Seil mit, und der Reutnant machte ein verdutztes Gesicht, wenn sein Einjähriger ihn zur Beobachtung auf eine Wand führte, die er für unerleichtlich gehalten. Der Offizier sagte dann, als der Regimentsfemmanndu ihn gelobt:

„Sie, Sturm, katzen S' sich nur arat, wann i wieder a Patruhl bekom'. Sie neh'm' i immer mit! Aber Herr'n Hauptmann hab i's g'sagt. I will mi net mit fremden Federn schmücken.“

Die Führer, die Wirtschaftler der Hütten sahen scheel auf all das Soldatengeriebe, denn die Touristen, ohnehin im September im Schwinden, fehlten nun ganz. Die Jagdherren und Jäger fürchteten Störung des Wildes. Den Geigenmachern schien die Unruhe nicht genehm. All die weterbarien Burschen in der Wäld: Jäger, Wilderer, Holzrechte, Flößer, Semmen, Schwärzer blickten mit eifersüchtigen Augen auf das zweierlei Tuch. Nur die Wirte rieben sich die Hände, und dem Weibsvolk wurde das Nieder eng. Gar schon beim Tanz, u jeh! Die „Leiber“ spielten auf! Solch eine Mußi hatte es sobald nicht gegeben in der „Oed“. Von allrundum waren sie da, aus Krünn und Mittenwald, aus Walgau und Partenkirchen.

Unter Rock und Bodenrock wirbelten durcheinander, und von den Madeln blieb keine ledig, nie und nimmer, keine Minute nicht. Nur in der Pause saßen sie mit den Burschen, verflochten Hand in Hand. Die Lippen blieben stumm, aber die Blicke schwammen verklärt ineinander, getränkt von Bier. Dessen Quell lief ohne Ende. Nur wenn die Kellnerin auch einmal sich drehte, wurden die durstigen Kehlen trocken, wie der Bergbach jedes Jahr, bis die Frühlingstürme wieder brausten und in den Niesenwerkstätten dort oben, wo der Hergott die Bäche macht, der Schnee schmolz und die versiegten Betten abermals sich füllten.

Unter den Kameraden sah der Flügelmann der „Leiber“, Ernst Sturm, einst stud. jur. — ach wie lange schon her — heute Einjährig-Gefreiter — wie lange noch? — immer aber Bergsteiger. Der „Dankehaarige“ mit den blauweißen Achselknäuren zahlte Charzen und Ohnedargen manches Maßl Bier. Er selbst rührte nicht an den Krug, denn in einer Stunde mußte er in die Berge. Hauptmann von Herrnstetten gab am Raftage Urlaub dazu, nur die österröichische Grenze durfte in Urlaub nicht überschritten werden. So hatte er dem Einjährig-Freiwilligen Sturm gestattet, für solche Fälle den Bergsteigeranzug anzulegen. Heute nacht sollte er den Hauptmann selbst auf die Zugspitze führen. Vom Höllental. Nachtlager in der Höllentalhütte gab es nicht, denn sie waren so spät in die Quartiere gekommen,

daß der Hauptmann vor neun Uhr den Regimentsbefehl nicht erwarten konnte, und den mußte er vor dem Aufbruch lesen.

Ernst lag im Wirtshaus in der „Oed“. Bei dem Fiedeln und Posannan war an Schlaf nicht zu denken. So drehte er sich mit den Madeln, so gut es eben ging, denn im Tanz waren sie ihm über. Den Madeln? Hielt es doch nur mit der einen, der Genzi von der Oed. Immer starrte sie ihn an, den großen, hübschen Bursch, der's nicht gewahr ward, denn jedesmal schlug er die Lider herab. Sie war blond wie sonnengebleichte Weizenähren, ihre Augen glühten der blauen Gumppe drohen im Wetterstein. Und all die Alpensonne konnte der weißen Haut nichts tun, nur ein paar Sommerprossen saßen just auf dem Nasenrücken, und rot brannten die Wangen von Raufen und Tanz.

Zuerst hatte sie gelacht, als er sich mühte, den oberbairischen Tonfall zu treffen. Dann aber fand sie es schön, wie er die Selbstlauter rein klingen ließ. Er mußte ihr vorsprechen; aber sie brachte es nicht heraus.

Wie er nun neben ihr saß, blickte er von der Seite auf ihr frisches Gesicht, in das helle Röschchen von Stirn und Schläfen fielen. Und das Madel schien ihm so schön, wie er noch schön gesehen. Die Paare drehten sich im Kabalsqualm, und eine Hitze ward, daß die Backen glühten. Den Walzer löste ein Schuhplattler ab. Die Burschen wollten ihre Ueberlegenheit zeigen, denn bei den „Leibern“ war mancher Franke, Pfälzer oder vom bairischen Wald, der nun stumm dastehen mußte und die Nägel tauen.

Mancheimal ward auch die Genzi geholt, doch sie sagte immer im gleichen Ton:

„I mog net!“  
Bald ließ man sie gehen. Nur ein kleiner Bursche raunte ihr zu:

„A recht an Gwoßen hast dich aus'g'sucht! S'hi!“

Ernst sah nach der Uhr. In einer halben Stunde kam der Hauptmann. Dann mußte er draußen bereit sein, vorher aber noch sich umkleiden. Die Genzi blickte ihn an:

„Weibchen S' net hier?“

„Ich kann doch . . . ich kann . . . nicht!“

Und plötzlich ward es ihm so schwer zu gehen, daß es den jungen Hünen überlief wie Frost. Am liebsten hätte er den Hauptmann im Stich gelassen. Er wagte auch nicht abermals die Uhr zu ziehen, denn der Genzi blaue Augen ruhten hilflos auf ihm. Diesmal hielt er dem Wirt stand, daß ihre Augenpaare aneinander hingen, als wären die Linzen zu einem Glas geschliffen.

Die Tanzfläche lag geräumt. Ein Knecht in weißer Schürze kam mit einem großen Biertrichter, dessen Mündung der Zeigefinger geschlossen hielt, öffnete und ließ einen Strahl niederlaufen. Krinkel und Wogen malte er mit seiner Striße, daß das Wasser in staubbedeckten Mägeln auf dem Bretterboden rollte.

Ernst stand auf. Eine Hand streifte ihn, aber er rannte davon. Auf dem dunklen Gange tastete er sich hin. Dann schleuderte er beim weißen Licht der vollen Mondscheibe den Rock aufs Bett und fuhr in Fieberhaft in seine Sachen. Als er schon dastand, den Mucksack auf dem Rücken, öffnete sich leise die Tür. Die Genzi warf ihm ohne ein Wort die Arme um den Hals. Er fühlte ihren Körper, ihr Atem blies ihn an. Sie sagte nur:

„Gehst duoch?“

Die Empfundenes kam über ihn: süße Schwere und schwere Süßigkeit. Sein Herz klopfte, als sei er stürmisch gestiegen. Der Kopf glühte ihm wie nach stundenlangem Sonnengang. Sie suchte seinen Mund. Er fühlte ihre festen, feuchten Lippen und ließ den Bidel los, daß er trachend hinschlug.

Während er noch das Madel im Mucksack umschloffen hielt, klang eine Stimme:

„Sie . . . Herr Sturm . . . Herr Sturm . . . a Wog'n wartet drauß. Der Herr Offizier hat nach Ihnen g'fragt!“

Ernst blickte auf, als stiege er nieder aus seiner Bergeswelt in ein stilles Tal. Der Wirt von der Oed stand vor ihm:

„. . . Was? Genzi? . . . Schamst di net?“

Er riß sie mit sich. Die Tür fiel zu, daß der Ralk von der Wand rieselte. Ernst hob seinen Bidel auf und stürzte hinaus, wo der Hauptmann schon im Einspäner wartete:

„Bei der Mußi kann man freilich den Wagen nicht hören, Einjähriger, was?“

Dann fuhren sie in der klaren Mondennacht dahin, am Raingenbad vorüber scharf nach Partenkirchen hinunter, den Weg nach Hammersbad hinauf. Der Hauptmann schien eingenickt zu sein. Ernst aber konnte es aus den Sinnen nicht bannen, wie die Rippen der Genzi sich vergraben in den seinen. Der Wagen hielt.

„Gestatten, Herr Hauptmann, daß ich vorangebe?“

„Natürlich. Ich verstehe nichts von den Bergen. Aber wie ich Ihnen schon gesagt hab', Schwindelfrei bin ich.“

Ernst zündete die Laterne an, denn in den Hochwald, durch den sie schritten, fiel kaum ein Mondenstrahl. Unter ihnen tobten die Wasser der Höllentalflam im Ungewissen. Als die Bäume sich lichteten, zeigte der Mond den Weg. Aus der Höllentalhütte brach ein röthlich trübes Licht. Bidel lehnten vor der Tür. Ernst sagte, sie mühten denen dort drinnen zuberkommen, wegen etwa losgemachter Steine.

(Fortsetzung folgt.)

## Von der Liebe im Mai

Von Franz Dattner, Wien

Es begann damit, daß die Kastanienbäume blühten, der Himmel von einer unwahrscheinlichen Bläue war und alle Menschen selig lächelten. Da ging der junge Mann über den Markt, bestaunte die leuchtende Pracht der Blumen und Früchte und bemerkte plötzlich inmitten aller Schönheit einen Damenhut von jener eigentümlich zartgrünen Nuance, der schon beim bloßen Anblick, ohne daß man noch seiner Trägerin die nötige Beachtung geschenkt hätte, jenes seltsame Herzklopfen hervorruft, dem in allen Gedichten Heinrich Heines, die sich nur irgendwie mit dem Problem „Frühling“ auseinandersetzen, eine hervorragende Rolle zugebracht ist. Und da er nun auch lebhaft fühlte, daß „sie“ es war, da das Herzklopfen nicht aufhören wollte und sie eine hübsche kleine Dame von jener aparten Blondheit war, die gemeinhin nur im wunderschönen Monat Mai vorzukommen pflegt, so trat er männlich auf sie zu und zog den Hut mit Verbe und Würde, wie vordem höchstens nur noch ein Grande von Spanien. Er sah ihn an, ungewiß und mit heraufgezogenen Augenbrauen, er aber sprach die ewigen denkwürdigen Worte, die sich durch ebensobiel Geist als durch bemerkenswerte Tiefe auszeichneten, nämlich: „Würden Sie, mein Fräulein, gestatten, daß ich Ihnen diese Tafel trage?“ Eine Frage, zeugnisstlegend für den strategischen Blick in der Auffassung der Situation und würdig eines Casanova.

Da lächelte sie auch, wie die Mädchen eben nur im wunderschönen Monat Mai zu lächeln pflegen: sehr lieb und klar und ruhig, denn auch sie erfaßte die zwingende Notwendigkeit dieser Frage. Aber sie replizierte mit ebensobiel Fassung als überzeugender Logik: „Finden Sie, daß es gut aussieht, wenn ein Mann mit einer Einkaufstasche über die Straße geht?“

Diesem Diktum mußte er sich beugen, denn darauf wußte er wirklich keine Antwort und so schwiegen sie also, gingen still nebeneinander her, nicht ohne zu bemerken, daß die Kastanienbäume blühten und dufteten und der Himmel voll ausgelassener Fröhlichkeit war.

Dann sprach der Jüngling aus tiefem Sinnen und das war das Resultat fünf Minuten angestrengter Gedankentätigkeit: „Sagen Sie, mein Fräulein, wollen Sie aus diesen Orangen Kompott machen, oder ziehen Sie es vor, die Früchte roh zu essen?“

Worauf sie, noch immer höflich und süß lächelnd, meinte, daß sie die Absicht habe, die Orangen in ungekochtem Zustande zu verzehren. Womit also die Konversation über die ungemein wichtige Frage der Orangenskonsumation vorzeitig ein schönes Ende fand. Worauf es wieder eine längere Pause gab, während der sie sich sehr ernst und aufmerksam ansahen. Jetzt blieb sie aber stehen und sagte zögernd: „Hier bin ich zu Hause — auf Wiedersehen.“

Es war ein kleines hübsches Haus mit rotem Ziegeldach und einem netten Gärtchen davor. Da wurde er sehr lebhaft und sehr energisch und sehr bittern: „Kann ich Sie nicht wiedersehen? Bitte!“ Und er dachte: wie reizend sie aussieht und wie unglaublich blond sie ist und im Vorgarten blühen die Tulpen. Ach, dieser Mai . . .

Sie dachte: er hat so liebe braune Augen und er ist ein feiner Junge. Es ist eigentlich sehr nett, daß er mich angesprochen hat. Aber sie sagte: „Nein, das geht wirklich nicht. Ich kann nicht vom Hause fort. Es tut mir sehr leid.“

Er bestärkte sie und hat: „Liebes, liebes Fräulein, Sie werden mich doch nicht forschicken, das wäre doch schrecklich, nein. Ich habe doch sozusagen mit Ihnen den Frühling offiziell eröffnet, ich habe meine Pflicht getan und jetzt kommen Sie an die Reihe. Und überhaupt, das ist eine sichtliche Forderung: man muß etwas für den Frühling tun!“

Da mußte sie lachen, ein leises, sehr amüsiertes Lachen und meinte: „Also schön, kommen Sie am Abend hier vorbei, so gegen neun Uhr; früher geht es nämlich nicht. Und preisen Sie leise, wenn Sie da sind, ich werd' am Fenster sein.“

Er küßte beglückt die dargereichte Hand und empfahl sich mit einer wahrhaft schwungvollen Verbeugung, wie sie vielleicht ebendam am Hofe Seiner Majestät Philipp II. üblich war. Dann schritt er stolz von dannen und pfiß gellend die Arie des Siebel „Margarete“ vor sich hin, denn er hat viel Verständnis dafür, welche Arie zum Frühling gehört, so daß die zahlreich vorhandenen Späßen auf einen Augenblick neidvoll verstummen und sich nicht genug entrüsten konnten über dieses aufgeregte Kind Mensch.

Am Abend, da sich im dunkelblauen Himmel, warm und weich wie aus Samt die gelbe verführerische Sigel des Mondes zeigte, der Duft der Blumen schwül aus allen Gärten drang und die Blüthe wollig stunden, weiß mit Wäldern überzogen, — hartete er zitternden Herzens unter dem Kastanienbaum. Schon sah er die dunkle Silhouette der geliebten Gestalt im rechten Viereck des

Jenners. Er pfiß schmachtend das Motiv von Haldes Liebestod: winkte sie ihm nicht da? Natürlich!

Entschlossen schwang er sich über den Gartenzaun, sprang im eleganten Satz über das Tulpenbett, schlich vorsichtig im Dunkel der Wand zu ihrem Fenster.

Ihre Hand tastete nach seinem Gesicht und die zärtliche Stimme flüsterte:

„Aber, — Erich, du kommst noch einmal zurück?“

Es war ein großer Schmerz. Der junge Mann antwortete darauf zunächst nichts; er konstatierte nur mit viel Behmut, daß hier offenbar eine peinliche Verwechslung vorlag, denn er konnte sich, soviel Mühe er sich auch gab, nicht entsinnen, jemals in seinem Leben „Erich“ geheßen zu haben. Einesteils. Andererseits hätte er zehn Jahre seines Lebens dafür gegeben, momentan „Erich“ zu heißen: denn das hätte die komplizierte Situation wesentlich vereinfacht. So blieb er nur in einem jämmerlichen Dilemma und schwieg sehr traurig.

Da wurde sie aber dringlicher und meinte wortwurfsvoll: „Ja — warum sprichst du denn nichts, was hast du denn?“ Lieblosend strich ihm dabei die weiche warme Hand übers Haar. Dem aber konnte er doch nicht widerstehen und so nahm er still und anhänglich die kleine Frauenhand von seiner erregten Stirne, verbat sich energisch alle störenden zwietrachtäsenden Gedanken und küßte sehr langsam und ausdauernd die Fingerspitzen, die feinen Gelenke. Denn schließlich und endlich war es ja doch egal, und die Nacht war dunkel und lund, und irren ist menschlich. Im schlimmsten Falle könnte er dann ja sagen, daß er wirklich „Erich“ heiße. Also nahmen die Dinge ihren Lauf.

Denn es war ja Mai.

Und die Kastanienbäume blühten in ganz empörend schöner Weise.

Und der Flieder.

Und schließlich, nicht war: man muß doch etwas für den Frühling tun?

## Das neue Buch

Militärisches Allerlei, was mancher nicht weiß: geschichtliche und sprachliche Anekdooten über Hochausbrüche, Einrichtungen und Gebräuche im Heere. In Halbleinen 2.80 M., in Ganzleinen 3.85 M. —

Der Verfasser, Hauptmann a. D. und Bibliotheksrat an der preuß. Staatsbibliothek Dr. W. Transfeldt, hat hier in uner müdlicher Arbeit und unter Ausföhrung zahlreicher Quellen viel Wissenswertes zusammengestellt. Dieses lehrreiche und interessante geschriebene Buch gibt in unterhaltender und leicht verständlicher Form, aber doch mit wissenschaftlicher Gründlichkeit Auskunft auf 200 Fragen des militärischen Lebens. Sie betreffen die Rangklassen, die Waffengattungen, die Truppenverbände, den Dienst, die Bekleidung, Ausrüstung, Waffen und Munition, das Militärmusikwesen, das Soldatenwespfer u. a. m. Schon mancher hat nach einer Erklärung gesucht, warum ein Generalleutnant in Range höher steht als ein Generalmajor, warum die Lanzenflagen des preußischen Reiter-Regiments weiß-schwarz sind, während doch die preußischen Landesfarben die schwarz-weiße Farbe tragen, warum eine kameradschaftliche Zusammenkunft von Offizieren „Liebesmahl“ genannt wird, woher Gefreiter, Infanterie, Pionier, Stabsoffizier, Dragoner usw. stammt, warum am Grabe eines Kriegers eine dreimalige Salve abgegeben wird, was Gurra heißt, was der Westulatab bedeutet usw. usw. Hier ist auf alle Fragen erschöpfende und treffende Antwort gegeben. Die zahlreichen Abbildungen, zum Teil von Anstet, beleben den reichhaltigen Stoff und geben ein anschauliches Bild von alten Uniformen, Waffen und Abzeichen.

„Der Gang in die Stadt“ und andere Erzählungen von Georg Schäfer, Freiburg i. B., Herder 60 Pf., geb. 1.40 Mark. — Der Heilige, aufgerufen um Mitternacht durch den Traum, will der Menschheit die Liebe, sein liebevolles Herz in leuchtender Schale, bringen — und erlebt die herbe Tragik aller Zeiten: die Menschen wollen die Liebe nicht haben. Ergrißen blickt man am Schluß der Erzählung auf, tief getroffen in eigener Seele von einem, der die Menschen so erkannte — und mit dem in die Einsamkeit zurückgezehrten Heiligen steigt die Hoffnung auf: die Menschen werden doch einmal die kostbare Gabe des Heiligen, die Liebe, aufnehmen, — und wenn Schäfer in den anderen Erzählungen den verdächtigen Gelehrten ohne Liebe, die vernichtende Ergebnislosigkeit all seines eiteln Schaffens in symbolischer Ausdehnung schämen läßt (Bekter Besuch) oder uns die erschütternden Lebensschicksale einer reichen Kaufmannsfamilie (Das Haus in der alten Gasse) miterleben läßt, immer bemerken wir die Kunst eines Erzählers, der mit heiligem Ernst seiner Aufgabe dient. Das zeigt auch die Erzählung „Der Auszug der Gräfin Zutta“, worin dieses feine und wertvolle Buch sich abrundet.

## Singhalefische Legenden

Nachzählt von Dr. Walter Fuchs, Randsy (Ceylon)

### König Wijaya und Kubeni.

Die geschichtliche Zeit des untergegangenen Singhalesenreichs auf Lanka (Ceylon) beginnt um die Mitte des sechsten vorchristlichen Jahrhunderts. Wijaya, der verstoßene Sohn des geschwisterlichen Königspaares von Bengalen, Sinhabahu und Sinhabasi, landete mit 700 getreuen und verwegenen Männern an der Insel, angeblich an demselben Tage, an dem Gautama Buddha in Kusinara starb. Er unterwarf die Girtin- und Romadenvölker, unter die bisher das Land verteilt war. Alte, ceylonische Chroniken berichten, daß der Vormarsch der Eroberer bald nach ihrer Landung in Lamaponi in seltsamer Weise aufgehalten wurde. Bei der Landung selbst war weit und breit kein menschliches Wesen zu sehen gewesen. Als aber Wijaya an der Spitze seiner Leute etwa einen halben Tagemarsch in das bergige Gelände vorgezogen war, da gewahrte er plötzlich einen Hund, der von einem bewaldeten Hügel her auf ihn zugelaufen kam, ihn in munteren Schritten umsprang, ihm die Füße beschnupperte und dann wieder über den Hügel zurückjagte.

„Wo Hunde sind, da müssen auch Menschen wohnen“, erklärte der Heerführer. Er gab seiner Truppe Halt und schickte zunächst einen Späher voraus.

Der Mann kam über den Hügel in eine kleine Talmulde, in deren Mitte ein See lag, über und über mit Lotusblumen bedeckt. Der Hund war mittlerweile verschwunden. Von dem langen Marsche spürte der Mann plötzlich Durst und Müdigkeit. Er beugte sich zum Wasser nieder, faltete ein Lotusblatt zur Schale und löschte seinen Durst. Verlockt durch die Kühle und Reinheit des Wassers, kam ihm der Wunsch, sich durch ein Bad im See zu erfrischen. Er warf die Kleider ab, trat in den See und badete. Aber als er sich kurz darauf umwandte, um wieder aus dem Wasser zu gehen, blieb er plötzlich wie gebannt stehen. Vor ihm, am Stamme eines uralten Feigenbaumes, lehnte eine fremde Frau, ein junges Weib von höchem Wuchs und einer Schönheit des Gesichts, wie er sie vordem nie gesehen hatte.

Es war Kubeni, die Tochter des letzten Königs der Yaka und die jetzige Stammeskönigin. Wahrscheinlich hatte sie bereits von der Landung der Fremden Kunde erhalten und war nun in banger Erwartung auf die Wottschaft des Mannes herbeigekommen. Es scheint jedoch, daß der Mann, nachdem er die erste Ueberraschung überwunden hatte, sich nicht so verhalten hat, wie es sich für den Wotschafter eines fremden Fürsten gegenüber einer Stammeskönigin ziemt. Jedenfalls berichten die Chroniken, daß Kubeni sich gegen ihn zur Wehr setzen mußte und Leute herbeirief, die den Singhamann überwältigten und fortzuschleppten.

Inzwischen hatte Wijaya vergeblich auf die Rückkehr des Spähers gemartet. Umgeben von seinen Getreuen setzte er sich daher vorichtig in Marsch, das bloße Schwert schlagbereit in der Hand. Er gelangte in das Tal und an den See. Er fand auch alsbald die noch frischen Spuren. Als er vom Ufer aufstieg, erblickte er plötzlich Kubeni vor sich, die wieder in königlicher Haltung unter dem Feigenbaum stand und ihm ihr Gesicht ruhigen Blicks zuwandte. Sogleich kam ihm der Gedanke, daß diese Frau an dem Verschwinden seines Mannes die Schuld tragen müsse. Aber er verbarg seinen Argwohn, näherte sich ihr gemessenen Schrittes, verneigte sich und redete sie höflich an: „Hohe Frau, sahst Du hier vielleicht einen meiner Leute?“

„Prinz“, erwiderte sie und wies auf den See, „trinke zuerst von dem heiligen Wasser und bade im See, dann laß uns von Deinem Soldaten sprechen.“

Diese Worte brachten Wijaya die Gewißheit, daß nur die Frau den Späher befreit haben konnte. Woher wußte sie um seinen Rang? Er blickte in ihr seltsam schönes Gesicht, spürte mit einem Male das merkwürdige und geheimnisvolle der ganzen Umgebung, und der Gedanke zuckte in ihm auf: „Diese Frau ist kein menschliches Wesen; eine Yakkhini ist sie, eine Dämonin in Menschengestalt!“ Mit blitzschnellem Griff packte er sie unversehens beim Haarschopf, zückte sein blankes Schwert und rief laut: „Teufelin! Gib mir meinen Mann wieder, oder ich töte Dich!“

Indessen, Kubeni war keine Dämonin, sondern ein schwaches Weib. Zu Tode erschrocken sank sie unter dem eisernen Griff des starken Mannes in die Knie.

„Schöne mein Leben, Herr!“ flehte sie, „ich will Dir Deinen Soldaten wieder geben, — ich will Dir mein Königreich überlassen und Dir Frauendienst tun und jeden Dienst, den Du willst.“

Vor ihrem Blick löste sich die Furcht Wijayas. Er zweifelte nun nicht mehr daran, daß sie ein menschliches Wesen sei, wie er selbst es war, wenn auch von anderer Rasse. Sein Griff löste sich. Um jedoch jedem Verrat vorzubeugen, ließ er sie einen feierlichen Eid der Treue und Untertwerfung schwören. Kubeni schwur.

Der Singhamann wurde in Freiheit gesetzt. Die Yakkas bereiteten Wijaya einen glänzenden Empfang. Er erkannte bald, daß eine Vereinigung zwischen ihm und Kubeni für die Errichtung seiner Herrschaft über die Insel von großer Bedeutung sein könnte, denn die Yakkas waren der mächtigste Stamm auf Lanka. Und da er in seinem Herzen eine immer tieferen Zuneigung zu der schönen, jungen Fürstin faßte, so beschloß er, auch seinerseits feierlich Treue zu geloben, und er schwur, daß nur sie seine Gemahlin und Königin sein sollte. Dreifach bekräftigte er vor versammeltem Volk diesen Eid mit den Worten: „Der Boden dieses schönen Landes Lanka soll hinweggeschwemmt werden durch das Meer; die Felder sollen zu Wüste und Dschungel werden; alle Nahrung und aller Samen sollen verderben, — wenn ich Dir die Treue breche . . .“

\*

### Prinz Sahli.

„Hochbegabt war er und immer eifervoll bei jedem dienlichsten Werke“, so spricht die Chronik Mahavamsa von Sahli, dem erstgeborenen Sohne des Singhalesenkönigs Dutugemunu. Er war in Reichtum und Glanz aufgewachsen, aber reinen Sinnes in seinem Herzen geliebt und voll tiefer Erkenntnis der Lehren des erleuchteten Gautama. — Und doch sollte er das Schmerzenskind seines Vaters werden.

Er hatte kaum das Jünglingsalter von 15 Jahren erreicht, als er eines Tages im Garten des väterlichen Palastes den Gesang eines Mädchens hörte. Es war ein Candala-Mädchen, das dort Asola-Blumen für die königliche Tafel pflückte (Candala war die niedrigste Kaste). Der Klang der jungen Stimme und die seltsame Melodie, die er noch niemals im Kreise seiner Gespielen gehört hatte, zogen den Prinzen wunderbar an. Er ging dem Gesänge nach und fand das Mädchen. Es war jung, noch nicht zwölf Jahre alt und sehr schön. Es erschien ihm als das lieblichste Wesen, das er bisher in seinem Leben gesehen hatte. Er sagte es ihr. Er bat sie, daß sie sich ihm schenken möge, und versprach ihr, sie zu seinem Weibe zu nehmen. Das Mädchen erschrak, denn sie erkannte den Königssohn. Aber als sie in seine Augen gesehen hatte, vergaß sie, wer er war. Bald wurde Sahlis Neigung zu dem Mädchen eine tiefe Liebe. Er ließ heimlich einen Priester kommen und machte sie zu seinem Weibe.

Indessen wurde diese seltsame Verbindung im Lande bekannt, und die Kunde drang auch bis zum König. Dutugemunu ließ Sahli vor sich kommen und befahl ihm, das Weib zu verlassen. Er versammelte seine Großen und ließ dem Prinzen durch seinen ersten Minister feierlich eröffnen, daß er die Thronfolge verlustig erklärt und aus der königlichen Kaste ausgestoßen werden würde, wenn er nicht die Verbindung mit dem Candala-Weibe löse. Doch Sahli erwiderte darauf vor versammeltem Hofe die beruhigt gewordenen Worte: „Du armer König! Was kümmert mich Dein kleines Königreich? Siehst Du denn nicht, daß ich bereits größeren Lohn erhalten habe, als Du mir jemals geben konntest, und daß die Liebe zu meinem Weibe ein größeres Königreich ist, als die Herrschaft über das ganze Lanka?“

So geschah es, daß Prinz Sahli, der erstgeborene Sohn des großen Königs Dutugemunu, freiwillig dem Thron entsagte und die Königskaste verließ, um der Liebe zu einem Candala-Mädchen willen. Er war der erste Singhalese aus königlicher Kaste, der das Blut der Candalas veredelte. Auf sie geht die Kaste der heutigen Kobbias zurück.

## Die tägliche Frage

Frage: Im englischen Unterhause wurde ein Antrag auf Erweiterung des Frauenwahlrechts angenommen. Was ist die Geschichte des Frauenstimmrechts?

Antwort: Die Forderung nach dem aktiven und passiven Wahlrechte für Frauen trat, von einigen literarischen Versuchen abgesehen, während der großen französischen Revolution zum erstenmal, und zwar erfolglos auf. In Deutschland trat Hippel 1792 und im selben Jahre Mary Wollstonecraft in England für das Frauenwahlrecht literarisch ein. In der Revolution 1848 bemühten sich Viktor Considérant und Pierre Leroux im französischen Parlament vergeblich, diese Frage zu lösen. Eine 1892 in das englische Parlament eingebrachte diesbezügliche Petition wurde noch abgelehnt. Am frühesten entschlossen sich einige Staaten der Nordamerikanischen Union zur Erteilung des Frauenwahlrechts, und zwar: Wyoming 1869, Colorado 1893, Utah und Idaho 1896 usw. Das Stimmrecht für die Municipalwahlen erhielten die Frauen in vielen Ländern früher als jenes für die gesetzgebenden Körperschaften. Der Umsturz nach dem Weltkrieg hat ihnen fast überall ihre Wünsche erfüllt.